



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

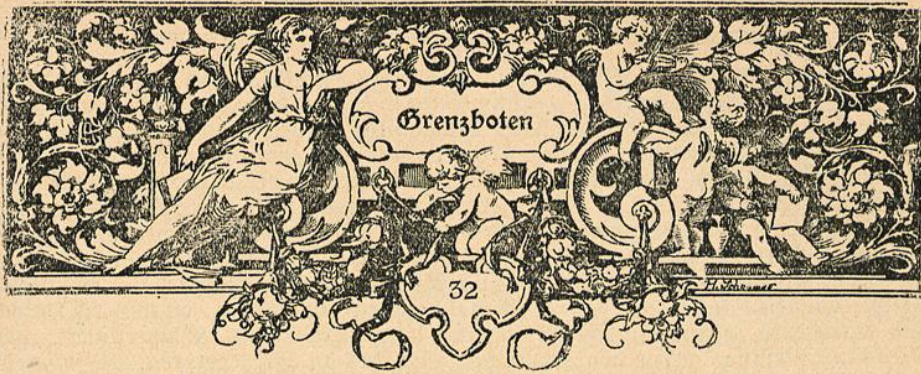
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hoffmann, Karl: Das Schicksal des Kaisers

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Schicksal des Kaisers

Von Dr. Karl Hoffmann



ach den letzten Kundgebungen des englischen Ministerpräsidenten vor dem Parlamente des Vereinigten Königreichs ist damit zu rechnen, daß der gegnerische Verband tatsächlich auf der Auslieferung und Aburteilung des deutschen Kaisers und unserer Heerführer und Offiziere besteht. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Maßnahme, die nach den Gebräuchen gesitteter und anständiger Politik weiter nichts als Unfug ist, irgendeinen politischen Sinn haben muß. Denn der Sinn, den man vortäuscht, die vom „Gewissen der Welt“ geforderte abschreckende „Strafe“ für angebliche Völkerrechtsvergehen und den Bruch der belgischen Neutralität, erscheint so überaus läppisch, daß nur offenbare Dummheit oder eine geistige Struktur von Taschendieben daran glauben könnte. Bis zu welchem Grade von Verlogenheit sich diese vorgetäuschte Beurteilung der echten politischen Lage versteigt, mag ein geschichtliches Beispiel zeigen.

Man hat den Ausgang des Krieges oft mit „antiker“ Größe an Grausamkeit und Gewalt, man hat ihn insbesondere sehr oft mit den punischen Kriegen verglichen. Die punischen Kriege waren als Geschichtsereignis ein Ganzes; und wenn der Vergleich mit ihrem Ende zutreffend sein soll, so muß auch ein Vergleich mit ihrem Anfang zutreffen. Nun liegt der breite und klaffende Unterschied zwischen der inneren Entstehungursache, dem in Wahrheit ausschlaggebenden Grunde eines unauflösbaren Widerstreits zweier Mächterscheinungen und dem bloßen äußeren Anlaß für den Ausbruch der Kämpfe fast nirgends mit einer solchen Deutlichkeit vor, wie beim Beginn des ersten punischen Krieges. Dieser Krieg mußte kommen, nachdem die römische Macht sich durch das Ergebnis des tarentinischen Krieges und der Kämpfe gegen Pyrrhus über das ganze Landgebiet der appeninischen Halbinsel bis nordwärts zu den südlichen Gebirgsgrenzen der cisalpinisch-gallischen Po-Ebene ausgedehnt hatte und infolge der damit verbundenen Obergewalt über die seefahrenden griechischen Kolonialstädte im Süden Italiens und überhaupt infolge der langausgedehnten italischen Küste gezwungen worden war und sogar wider ihren Willen gezwungen worden wäre, selber seepolitisch zu werden und zunächst in das tyrrhenische Meer hinauszusteuern, um sich dort, zwischen der Westküste Italiens und den Inseln Sizilien, Sardinien und Corsica, freie Bewegung zu verschaffen. Demnach wurde dieser Krieg unausbleiblich, weil auf der anderen Seite der Jahrhunderte alte Großstaat Karthago, in seinem Wesen ein Handels- und Seestaat, dessen Dasein mit seinem vollen notwendigen Schwergewicht auf einer einwandfreien und ungehemmten Geltung

im westlichen Becken des Mittelländischen Meeres beruhte, durch seine geschichtlich gegebene Vorherrschaft auf den genannten drei Inseln der römischen Macht ihren Hinaustritt in das tyrrhenische Meer selbst wider Willen verwehren mußte und überhaupt diese Wandlung Roms zu einer Seepolitik mit natürlicher Front gegen das westliche Becken des Mittelländischen Meeres unter keinen Umständen zu ertragen vermochte. Das ist die innere Entstehungsurache, der wirkliche politische Geschichtsgrund jenes Kampfes auf Leben und Tod zwischen Rom und Karthago gewesen. Bei dem sozusagen diplomatischen Anlaß für den Ausbruch des ersten punischen Krieges im Jahre 264 vor Christi Geburt (den man im Konversationslexikon nachlesen kann) war es jedoch vollkommen gleichgültig, ob nun die Römer, von entlassenen syrakusanischen Söldnern, den sogenannten Mamertinern, nach Messana (Messina) gegen den Druck von Syrakus zu Hilfe gerufen, als erste die durch Verträge sichergestellte Unabhängigkeit und Unversehrbarkeit von Nordost-Sizilien verletzt und die messanische „Neutralität“ gebrochen hatten, oder die Karthager, die der Ruhe und Ordnung wegen und zum Schutze ihrer eigenen Interessen die Burg von Messana mit einer kleinen Truppenmacht besetzen ließen. Es wäre geschmacklos, hinterher von Recht oder Unrecht zu reden. Daß es sich so verhielt, wird bei uns bereits im Geschichtsunterricht der Quarta von jedem vernünftigen Lehrer auseinandergelegt, und ein jeder Quartaner, der nicht gerade auf den Kopf gefallen ist, versteht das auch. Und am Ende leuchtet es ein, daß das damalige Geschick Nordost-Siziliens zu Messana eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Entzündung des schwälenden Herdes in Serbien einesteils und andernteils mit der Neutralität Belgiens hat. Es müßte einigermaßen auffallen, wenn heutzutage das politische Urteil über Schuld und Unschuld, sei es nun bei unseren Feinden — sofern deren Urteilskraft ehrlich sein möchte — oder sei es bei der „Menschheit“ mit ihrem moralischen Gewissen, eine geringere Begabung erweisen sollte, als die Einsicht deutscher Quartaner.

In manchen Kreisen bei uns und vornehmlich in militärischen Kreisen ist die Ansicht verbreitet, daß die widerwärtige Triumphspielerei nur in Szene gesetzt werde, damit Lloyd George gewisse Wahlversprechungen einlösen könne. Sie werde rein aus Gesichtspunkten englischer Innenpolitik in Szene gesetzt, um die einst zu Zwecken der Kriegspropaganda künstlich aufgepeitschte Leidenschaftlichkeit der „Massen“ und ihre niedrig geartete Sensationsgier zufrieden zu stellen. Lloyd George habe sich durch seine Charakteranlage als Agitationsredner und durch seine hiervon beeinflusste Behandlungsart der Volksstimmungen von diesen Niedrigkeiten abhängig gemacht. Das scheint mir indessen eine falsche und kurzsichtige Einschätzung der englischen Staatskunst zu sein. Es kommt mir unglaublich vor, daß eine Staatskunst von so alter, jahrhundertlang gebildeter und durch Erfolge bewährter Züchtung zu weitschauender Voraussicht gerade in den Dingen der äußeren Politik, wie es die englische ist, sich jemals darauf einlassen könnte, eine außenpolitische Handlungsweise von ausgreifender und nachhaltiger Wirkung glattweg auf innenpolitische Gesichtspunkte festzulegen und danach zu regeln. Das Auslieferungsverlangen mit dem sogenannten internationalen Gericht muß eine außenpolitische Absicht verfolgen. Und um in diese Absicht eindringen zu können, haben wir vor allem zwischen dem Verfahren gegen den Kaiser und dem Verfahren gegen die Offiziere und Heerführer zu unterscheiden. Denn dieses letztere scheint weit mehr von Frankreich betrieben zu werden, und sein Zweck ist höchst einfach und klar. Es handelt sich um eine fortgesetzte Kriegsmaßnahme, um einen militärpolitischen Zweck. Man will für alle Fälle unsere besten Führer unschädlich machen und einsperren, weil man immer noch Angst hat; und man hat immer noch Angst, da man nach der eigenen Gemütsbeschaffenheit urteilt und der Zukunft nicht traut. So etwas begreift schließlich ein Kind. Aber nach allem, was man über diplomatische Vorgänge im feindlichen Lager erfuhr, muß es allein die Energie der englischen Staatsleitung sein, die beharrlich und hartnäckig an dem Willen zur Aburteilung des deutschen Kaisers festhält, und die Absicht bleibt dunkel. Oder genau genommen: weniger diese Absicht an und für sich, als ihr

außenpolitisch zweckvoller Grund. Denn daß man es auf unsere Schande abgesehen hat und darauf, uns den denkbar schlimmsten Schimpf anzutun, um uns für alle Zeiten die Ehre wegzunehmen, das konnten wir nachgerade bemerken. Wir fragen jedoch: warum? Was hat das nach den nüchternen Zielpunkten englischer Berechnungspolitik für einen praktischen Sinn und warum tut man dergleichen, was so überspannt, so raubtierhaft ausschweifend und unpraktisch aussieht, wie dieser groteske Bombast?

Für den ersten Eindruck scheint diese ganze politische Linie, wie sie sich in der geplanten Verurteilung des Kaisers bis zum äußersten zuspitzt, den besten Überlieferungen englischer Politik grell und gleichsam mit Sekreiß zuwiderzulaufen. Denn es ist bekanntlich eine alte Tradition der Kriegspolitik Englands, dem geschlagenen Gegner auf dem Kontinent nach einem klugen Bismarckschen Wort „goldene Brücken zu bauen“, ihn zu schonen und zu gewinnen und sich ihm in schmeichlerischer Freundschaft zu nähern, um die andere kontinentale, bisher verbündete Macht nicht allzu hoch kommen zu lassen und bei nächster Gelegenheit jenen gegen diese auszuspielen zu können. Hiermit stimmt die unerhörte Schändung der deutschen Nation keinesfalls überein. Und was mag das bedeuten?

Man könnte auf den Gedanken kommen, es sei Abfall von der überlieferten Diplomatie und Verblendung. Man könnte vermuten: dadurch nämlich, daß jüngsthin jene nur parlamentarisch verarbeitete Oligarchie, die in der Vergangenheit das Schicksal Großbritanniens stets in Händen hatte, von neueren und aus der Tiefe aufsteigenden Kräften verdrängt wurde, zerriß gleichzeitig der Zusammenhang mit der alten Tradition und überhaupt mit der klassenhaften Züchtung an Staatsweisheit; und die neuen „Volksmänner“, die jetzt drüben regieren, verfahren mehr mit Wildheit und in knapperer bemessenen Ausmaßen ihres Vorausblicks. Wenigstens teilweise steckt etwas Wahres in einer solchen Vermutung. Die englische Politik verlor den gehaltenen und vornehmen Stil ihrer guten Manieren. Sie ist schreiend geworden und hat das aufgeregte Getue von Schaubudenbesitzern angenommen. Es ist wenig wahrscheinlich, daß ein Staatskünstler von dem adligen Format des alten Lord Salisbury sich zu derartigen Spektakelstücken hergegeben hätte, wie es immerhin zweifelhaft sein dürfte, ob zeitgenössische Männer vom Schlage des Lord Grey oder Asquith diesem abstoßenden Aufwand an „show“ in ihrem Innern wirklich viel Geschmack abgewinnen. Und ferner wäre in der Tat zu bemerken, daß die Heze mit dem Kaiserprozeß in erster Linie von zwei Leuten gemacht worden ist, die gewiß nicht „quite English“ sind, von Lloyd George und Lord Northcliffe. Der zweite von den beiden ist der in Irland geborene Sohn eines jüdischen Mannes, der aus dem Osten Europas dorthin zugewandert war; und was Lloyd George betrifft, so spricht manches dafür, daß dieser der Unterschicht entstammende Walliser Kelte trotz seiner glänzenden Laufbahn und trotz unbestreitbarer staatsmännischer Begabung von einer gewissen heimtückischen Gehässigkeit, die in der dumpfen und muffigen Luft sozialer Enge leichter als anderswo gedeiht, vielleicht doch nicht ganz loskommt. Nichtsdestoweniger kann es unmöglich so liegen, als ob Lloyd George sich nur von der lochenden Wollust des Siegers treiben ließe und als ob er sonach, und mit ihm das ganze Kabinett in seiner vieltöpfigen Mitgliedschaft aus den britischen Inseln, die seither innegehaltene und in der neueren Geschichte Europas verwurzelte Zielstrebigkeit der Kontinentalpolitik Englands völlig aus den Augen verlore. Würde er dafür kein Organ haben, so wäre er kein Staatsmann, und die Right Honourables hätten ihm längst das Handwerk gelegt. Er ist aber ein außerordentlich bedeutender Staatsmann, und zwar einer, der sein Handwerk so gründlich versteht, daß die Right Honourables aus einer Vermunderung in die andere geraten. Denn er erpackt mit dem brutalen Griff eines Tierbändigers oder Irrenarztes das allerletzte, das nahezu phantastische Endziel der englischen Festlandspolitik in seinem innersten Kern. Daß er dieses tun will, ist der heimliche Sinn in der Absicht zur öffentlichen Verurteilung des deutschen Kaisers und Königs von Preußen; und in der Art, wie er es tun will, äußert sich der zweck-

volle Grund dieser rein außenpolitischen Absicht. Ich glaube, daß es sich folgendermaßen verhält. Ich kann es nicht beweisen, aber ich glaube, daß es so ist.

Jene englische Schaukelpolitik mit ihrem auswechselbaren Mechanismus in der Anlage und Herrichtung kontinentaler Beziehungen, Freundschaften oder Bündnisse hat den ständigen Zweck verfolgt, die Machtverhältnisse auf dem Festlande zu keinem beruhigten Ausgleich und zu keiner Vereinheitlichung gelangen zu lassen. Der Kontinent durfte gleichsam nicht zu sich selber kommen, damit er irgendetwas für englische Einflüsse, sozusagen als Operationsbasis und natürlichste Interessensphäre gegenüber der Weltpolitik, stets indirekt empfänglich und frei bleiben könne. Deshalb war immer diejenige festländische Macht oder Mächtegruppe, die für die nähere Zukunft die stärkste Entwicklungskraft zeigte, naturgemäß Englands Gegner, für den zum Widerpart und in englischer Freundschaft eine andere, scheinend schwächere und darum zugängliche, aber doch leistungsfähige Macht oder Mächtegruppe bereitgestellt werden mußte. Nach siegreichen Kriegen wurden schnell, und ehe es zu spät war, ohne weiteres die Rollen vertauscht. Es versteht sich von selbst, daß wir nach dem streng logischen Verlauf dieses Schemas jetzt eigentlich an der Reihe sein sollten, um in die englische Freundschaftslinie zu gleiten; und um so schwerer begreift man die Ungeheuerlichkeit, die man gegen uns vorhat. Jedoch man übersehen zweierlei. Man vergißt erstens, daß wir durch die militärische Katastrophe und die Revolution zu sehr auf den Hund geraten sind, um noch für politische „Beziehungen“ vorläufig in Betracht kommen zu können. Und zweitens läßt man ganz außer acht, daß in dem englischen Schaukelsystem am Ende kein Selbstzweck enthalten liegt, sondern daß es nichts anderes als Mittel zum Zweck ist. Sein Zweck war immer lediglich, der englischen Politik auf dem Kontinent gewissermaßen Machtmaterial aus Fleisch und Blut zur Verfügung zu halten. Dieser Zweck aber ist jetzt ohne Umwege und unmittelbar, gerade durch uns und eben deswegen, weil wir aufgehört haben, ein politischer Faktor zu sein, so sicher und bequem zu erreichen, wie niemals zuvor. Wir sind nichts weiter als Vieh, das abzuwarten hat, was mit ihm geschieht: es ist einfach unnötig, uns noch in umständlicher Weise mit „goldenen Brücken“, Beziehungen, Freundschaften oder gar Bündnissen zu behandeln. An die Stelle des indirekten Kontinentalsystems der englischen Europapolitik wird nun ein direktes gesetzt. Durch unsere vollkommene Selbstzerlöschung haben wir selber in der Gesamtlage die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß dieser sich automatisch um- oder weerschaltende Ruck und Zugriff überhaupt möglich sein konnte; und darum sind eben wir dazu ausersehen, den lebendigen Hebel zu bilden, durch den das Schaltwerk hindurchgeht. In uns, in Deutschland und der deutschen Nation, will die englische Politik auf dem Kontinent nicht etwa nur durch politische Mittel sich einen breiten Komplex zur Verfügung halten für spätere Zwecke, sondern es kommt ihr ganz und gar darauf an, durch uns und in uns direkt Fuß zu fassen und sich selbst auf dem Festlande einzunisten, indem wir ihr ein für allemal und ohne Einwände oder Bedenken, ohne den leisesten Gedanken an die Möglichkeit inneren Widerstrebens und ohne Gefühl für eigene und selbständige Ziele, schrankenlos und blind gefügig sein sollen. Damit würden wir zu gleicher Zeit für immer und ewig als europäische Erscheinung ausfallen, die wieder einmal zur Gegnerschaft werden könnte. Statt dessen wären wir für immer und ewig der englische Soldknecht und Büttel. Es handelt sich nur noch darum, uns das begreiflich zu machen, uns begreiflich zu machen, daß wir gegenwärtig nichts weiter als Vieh sind.

Das taugliche Objekt ist da. Die Frage dreht sich bloß noch um die richtige Methode. Man kann uns nicht einverleiben wie die Buren. Dem würde die gesamte Weltlage entgegenstehen, politisch, geographisch und wirtschaftlich. Man kann aus uns auch keine kolonialpolitisch unterworfenen Bevölkerungsmenge, kein Pack von „natives“ machen, wie aus den Indern. Denn wir wohnen zu nahe; wir sind ein altes Kulturvolk auf europäischem Boden und zugleich eine junge Nation mit frischen Staatstendenzen, die man in acht nehmen muß. Man

könnte vielleicht unsere physische Kraft, unsere militärischen Fähigkeiten auf immer beseitigen und die Anlagen hierfür ausrotten und zuschütten, so daß davon ein sanftes, muskeltreibendes Gefindel zurückbleibt, mit erschlafften Muskeln und dicken Bäuchen. Das könnte man freilich. Dann aber wären wir für den eigentlichen politischen Zweck, als militärisches Machtmittel, nicht mehr zu gebrauchen. Also muß man es anders anfangen, feiner und gewissermaßen mit psychologischer Kunst. Man muß uns innerlich knicken und seelisch zerbrechen. Das ist es. Und durch das Schicksal des Kaisers soll es geschehen.

Nicht bloß die Ehre wollen sie uns nehmen, sondern das Ehrgefühl. Bis in die letzten Winkel unseres nationalen Gemüts soll alle Fähigkeit, noch irgend so etwas wie Ehre, Schimpf oder Scham zu empfinden, erstickt und abgetötet werden. Man will den Keim zu unserer sittlichen Selbstgestaltung als Volk aus unserem Innern herausreißen. Und man glaubt, es würde erreicht, indem wir uns durch physischen Zwang damit abfinden müßten, daß unser ehemaliges Reichsoberhaupt und der bisherige sinnbildliche Träger unseres politischen Nationalgedankens in den Augen der sogenannten Menschheit geächtet und zu einem Unhold gemacht wird. Wäre es erst einmal geschehen, dann würden wir es auch in unserer Seele verwinden, und damit seien wir gleichsam sittlich kastriert. Durch den „Umschwung“, durch die Abkehr von den Staatskräften des Hohenzollerntums könnten wir es um so leichter verwinden; und umgekehrt käme uns gerade hierdurch, daß man insbesondere das Hohenzollerntum und preußisch begründete Kaiserreich brandmarkt, der endgültige Verzicht auf eine aus dem eigenen Leben gewachsene Neuschöpfung unseres nationalpolitischen Daseins, die in jenem enthalten gewesen ist, erst so recht zum Bewußtsein. Nachher würde man schon für unsere seelische Aufpäppelung sorgen und sie mit Geschick und Verstand in die englischerseits bereitgehaltenen Gleise einbiegen, damit wir wieder zu Kräften kommen und uns hierbei eine politische Gefühls- und Denkweise einflößen lassen, die den Wünschen Englands entspricht. Es könnte einige Jahre dauern. Aber ich sehe voraus, wie dann nach etlichen Jahren die tantenhafte Belehrungen und das salbadernde Wohlwollen der englischen Presse einsetzen, um das Werk zu vollführen. Dann würde die gelehrige „Welt“ neue Dinge zu hören bekommen: von der bewunderungswürdigen deutschen Nation, die allerdings durch die Missetaten einer verbrecherischen Kaste in verhängnisvollen Irrtümern befangen gewesen wäre, die sie einst schwer habe büßen müssen, deren ruhmreiches soldatisches Heldentum indessen, das von der schlechten Sache des gestürzten Tyrannen wohl zu unterscheiden sei, jeder britische Gentleman gern und freiwillig anerkenne; von dieser dem englischen Volke befreundeten, sehr begabten und großen Nation, die durch ihre damalige Buße und selbstgewählte innere Wandlung der Menschheit gezeigt habe, daß usw. — So würde es kommen.

Wird es wirklich so kommen? In diesem psychologischen Kunststück steckt eine Fehlrechnung. Man hat von verschiedenen Seiten, bei uns selber und drüben, die Machthaber in den alliierten und assoziierten Regierungen wiederholt darauf hingewiesen, wie das Verfahren gegen Wilhelm den Zweiten geeignet sein könnte, in Deutschland den monarchischen Gedanken zu stärken. Das stimmt ganz genau, sofern man unter dem „monarchischen Gedanken“ nicht bloß die loyalen Strömungen von heute versteht, sondern den Glauben, den auch in der breiteren Menge unbewußt ruhenden Glauben an die Ideengewalt des Kaisertums in seiner ewigen Bedeutung als geschichtliche Kraft. Mit ihrer nur halbgebildeten Volksversammlungskultur sehen Lloyd George und Lord Northcliffe allzu oberflächlich darüber hinweg, daß Wilhelm der Zweite noch etwas anderes gewesen ist, als der neuzeitliche Hohenzollerntyrann. Zwar nicht buchstäblich, wohl aber im Sinne wahrer Geschichtsentwicklung war er, der Kaiser, ein Inhaber der heiligen Krone des großen Otto und später Nachfahre glanzvoller Herrscher aus salischem und stauffischem Hause. Kein Mensch in der modernen „Diplomatie“ außer dem Deutschen, der etwas auf sich hält, weiß darüber Bescheid oder ahnt auch nur, wie ungeheuer viel das zu sagen hat. Darin sind für die unteren Lagerungen

des Kollektiv-Seelenlebens der Deutschen unformulierbare Gemütschätze enthalten, gegen deren Verfehrung der natürliche Stolz eines fast animalisch bedingten Selbsterhaltungstriebes sich aufbäumt. Gerade der theatrale Effekt, mit dem man den letzten Kaiser zugrunde richtet, würde den nahezu metaphysischen Zusammenhang des ehrwürdigen Kaisergebantens mit den Instinkten unseres Volkstums wieder zum Bewußtsein erwecken. Das grauenhafte Schicksal dieses letzten Kaisers würde das Kaisertum in einem neuen Sinne heiligen und zu einem überirdischen Amte machen, zu einem hohepriesterlichen und halbgöttlichen Amte. Denn der letzte Kaiser selbst, er würde zum Opfer.

In späterer Zukunft müßte er dem deutschen Volke als ein Herrscher erscheinen, der sein Herrschertum mit einer ganz tiefen Inbrunst sittlich erfüllte, indem er sich zum Opfer bringen ließ. Zum Inhalt von Legendenbildungen könnte sein Schicksal werden und er selber zu einer sagenhaften Gestalt, und die politische Sagenbildung geht schnell. Wie schnell hat sich beispielsweise in der neueren Vergangenheit die Figur Bismarcks ins Sagenhafte verschoben und sich für den gestalteten Eindruck mit mythischen Zügen ausgestattet. Denn wer von dem jungen Geschlechte, das ihn nicht mehr unmittelbar zu erleben und lebendig anzublicken vermochte, weiß überhaupt noch, wie er in seiner besten Zeit als schaffender Staatsmann, in den sechziger und siebziger Jahren, wirklich gewesen ist und tatsächlich gearbeitet hat? Kaum einer unter den Jüngeren kennt diesen geistigen Arbeiter, der an Gesichtschmerzen litt und vor unruhigen Sorgen in den Nächten nicht schlafen konnte, der stundenlang, ohne ordentlich zu essen, grübelnd an seinem Schreibtiſche saß, mit dem weißen Porzellschreibzeug und einer Anzahl sehr großer Bleistifte, mit Tintenwischern, Briefbeschwerern und Aschenbechern und darüber einen rotwollenen Klingelzug an der Zimmerdecke, und der dann wieder, von kleinlichen Geschäften und künstlerisch ausleuchtenden Ideen gepeinigt, mürrisch und gereizt über jede mögliche Störung im abendlichen Park hinter der Wilhelmstraße einherging, um die Ideen zu greifen und zu bezwingen. Das hat man vergessen. Bismarck lebt in der Einbildungskraft weiter als der getreue Eckehard der deutschen Nation und staatsmännische Halbgott, der die Geschicke Europas mit dem kleinen Finger lenkte; und sein Außeres hat sich geformt aus der Erinnerung an den „Alten aus dem Sachsenwalde“: eine einsam drohende, wotanartige Gestalt mit dem großen dunklen Wetterhut und gramvollen Augen, in denen ein Wissen um die Weisheit der Nornen schlummert, und zur Seite Doggen, die fast schon wie die heiligen Wölfe der Mythe sind.

Ungefähr ähnlich so würde es mit dem Kaiser gehen, wenn man ihn durch ein unverdientes schimpfliches Ende, das niemals vor den Tatsachen der Geschichte gerechtfertigt werden könnte, über seine eigene Leistung erhebt. Denn am schärfsten bieten sich die ergreifenden Schicksalsentscheidungen des deutschen Kaisertums zu sagenhafter Verklärung an und zur Verschwisterung mit Mythen. Man denke im Augenblick an die Kyffhäuserſage, mit welcher Gast sie sich schuf, in den Jahren nationaler Bedrückttheit während des dreizehnten Jahrhunderts, und glatt an den letzten prächtigen Kaiser anknüpfte, dessen man sich entsann, an den Hohenstauffer Friedrich den Zweiten, obwohl dieser in Deutschland nichts wesentliches geleistet hatte. Erst nachher übertrug sie sich auf Friedrich den Ersten, den die Italiener den Barbarossa nannten. Und sollte man in England nun wirklich das Experiment zur Ausführung bringen und Wilhelm den Zweiten öffentlich „richten“, so wäre möglicherweise dieses die Folge.

Bald würde bei uns das Volk, nicht die mestizenhafte „Masse“ der Industriearbeiterschaft in den Fabriksstädten, sondern das echte Volk im Lande den Kaiser nicht mehr so sehen, wie er tatsächlich war. Es hätte sein „impulsives Temperament“ und alles andere, was damit zusammenhängt, längst vergessen und dafür die Vorstellung angenommen, daß der letzte Kaiser in der Stunde der großen entsetzlichen Not, um der fiebernden Nation nicht im Wege zu sein, sich hinter der Grenze bereit gehalten und dort gewartet hat, ob sein Volk ihn brauchen könnte oder ihn rufen würde zum Opfer. Aber das Volk rief ihn nicht und

dachte nicht mehr an ihn. Denn es lebte in einer jahrelangen Qual an Hunger und Blut, die Fremde über es gebracht hatten, und redete irre, wie diejenigen tun, welche bald Hungers sterben; die kleinen Kinder und die alten Leute, Schwache und Armselige starben dahin, und wer nicht starb, war doch krank; junge Frauen hinkten oder tanzten mit ihren krank gewordenen und innerlich entzündeten Gliedern in einer gräßlichen Lächerlichkeit durch die Straßen, wie vor grauer Zeit, als Gott die Seuchen geschickt hatte; und mitten in der Arbeit zuckten jäh Männer nieder und schleuderten ihre wunden Körper in den Krämpfen ihres Gehirns. Wie ein Tier lezend lauerte das Volk darauf, daß ihm jemand etwas zu essen gebe, nicht böseartig zuschnappend, sondern stumpf und mit dem blöden Blick abgeschundener Kühe. Aber der Sucht nach der Nahrung hatte es die menschlichen Gedanken verlernt. Doch die Fremden weideten sich an seinen Gebrechen und behandelten es wie einen Hund, den man immer wieder nach dem vorgehaltenen Knochen springen läßt. Das war — so wird es vielleicht die deutsche Zukunft empfinden — jene grauenvolle, gespenstische Zeit des letzten Kaisers, der schweigsam und traurig hinter der Grenze saß, da er seinem Volke nicht helfen durfte. Dann aber holt die Fremden ihn weg, und er vollbrachte das Wunder. Er beugte sich und ging vor Gericht, wenngleich er reinen Herzens war. Er, der Kaiser, nahm bereitwillig und ohne Widerstand die tiefste Demütigung und die letzte Erniedrigung auf sich. Mit sich selbst, mit seiner menschlichen Einzelperson hat er in würgender Scham, die er still hinuntertraß, absichtlich seine kaiserliche Würde züchtigen lassen und wie ein Heiland sich selber geopfert, um sein Volk auf immer von der Qual zu erlösen. Seitdem aber leuchtet durch seine Opfertat um die kaiserliche Würde der Glanz eines Heiligtums. Religiöser Adel hat sie emporgehoben über alles, was erdhast ist und in der Endlichkeit lebt.

Aus dem Schicksal Wilhelms des Zweiten würde am stärksten und plötzlichsten der Nerv unserer inneren Aufrichtung springen. Denn es ruft die Ehrfurcht vor dem Kaisergedanken zurück und lenkt auf den Willen zum Opfer. Auf diesen jedoch kommt es an. Wir alle haben eine entsagende Kraft aufzubringen, damit wir — dem Anschein nach sinnlos — gleichsam für das Jahr 1990 arbeiten können, ohne sichtlichen und greifbaren Erfolg für den einzelnen und auch ohne Glück. Und zwei eigentümliche Gefühle gingen ganz gewiß aus jener Entehrung in uns hervor, eine heftige innerlichste Ablehnung der Gegner, die uns so etwas antun, und ein wieder fromm gewordenes und heiß schluchzendes Streben nach der unbeschmutzten Reinheit unseres nationalen Geschicks. Durch den Untergang, den die Feinde über den Kaiser verhängen, könnten in unserm Innern jene beiden Leidenschaften entstehen, die das schmerzvolle Glück aller unterdrückten Menschen sind: der Haß und die Sehnsucht.

